



Von Edwin E. Egli

Der kleine Däumling und der große Plopp

Ein Plädoyer für Handwerk, Buch und Sprache

ESSAY



Ich sitze vor meinem Blatt Papier, lege die Stirne in Falten – also denke ich –, tauche die Feder ins Tintenfass und versuche nun mit sittlichem Ernst und hehrem Eifer mich eines Instrumentes zu bedienen, an dessen Vollendung Generationen mitgewirkt haben, der menschlichen Sprache eben. Mit ihr sollte es mir gelingen, soviel meines Denkprozesses mit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser zu teilen, dass Sie verstehen, was mich zur Zeit bewegt. Und so schreibe ich denn Zeichen um Zeichen, Wort um Wort, Satz um Satz. Das Geräusch der über das Papier gleitenden Feder ist das einzige – neben meinem Räuspern und Husten – das die Stille des geistigen Gebärdens stört.

Na, das glaubt mir doch keiner mehr. Wo denn Papier, wo Tinte und wo Feder?

Und vor allem, wo denn Stille? Maschinen können nun mal nicht still sein. Es sind doch allgegenwärtige zeittypische Geräusche um uns her, es piepst und trillert, es knarrt und knistert. Können Sie mir übrigens helfen, eine deutsche Bezeichnung für das zu finden, was unser Ohr vernimmt, wenn ich mit meinem Mittelfinger auf die Tasten der Laptop-Tastatur haue? Plopp! Also ploppete ich vermutlich neudeutsch. Wir sind ein einig Volk von Ploppern. Weil ich schon reich an Jahren bin (mein Gott, ist die Sprache nett zu uns Alten), erinnere ich mich noch vage an den Übergang in das Maschinenzeitalter der zwischenmenschlichen Kommunikation. Mein vermutlich erster Schritt zum Jungplopper war verursacht durch die runde Wählscheibe des Telefonapparates, die sich in ein quadratisches Feld von mit Ziffern versehenen Knöpfen verwandelte. Nach und nach bemächtigte sich dann der Plopp unserer Umwelt. Wer nicht ploppt, überlebt nicht.

Wie ich das also einploppete – ja, worauf und wohin denn bitteschön, also auf diesen Bildschirm –, erinnere ich mich, dass ich noch mit dem Gedanken gespielt habe, unter den vielen angebotenen Schriften eine hervorzukramen, die von weitem an Handschrift erinnert. Das wäre aber dann schon ein gewaltiger Rückfall in die Vormaschinenzeit. In den Schulbüchern meiner Jugendjahre

lasen wir rührende Geschichten über die Leute jener Zeit. Es waren in der Regel sogenannte Handwerker. Schreiner, Spengler, Bäcker und so. Wir, also quasi die Söhne dieser braven, aufrechten Männer, schämten uns bald einmal des Handwerks, erfanden Maschinen, passten unsere Arbeit und mit der Zeit auch unser Denken diesen an. Darum ploppen wir heute vereint und im Takt, was das Zeug hält. Und wissen Sie was? Wir sind damit alle wieder Handwerker geworden. Ohne Hand kein Plopp, ohne Plopp no business.

Ich verstehe nicht allzu viel vom Druckhandwerk, aber mir scheint, dass wir reihum jeden Tag etwas tun, was an die gute, alte Handsetzerei gemahnt. Buchstabe um Buchstabe. Wir müssen nicht einmal viel denken dabei, denn – plopp – die Maschine besorgt den Rest. Sie ist ja programmiert, konfiguriert und was man sonst so alles -ieren kann. Der Handwerker Mensch und sein Herr, die Maschine.

Nun haben wir aber immer noch dieses mächtige Instrument, die menschliche Sprache. Auch wenn die Maschine versucht, in diese letzte Domäne unserer Suprematie einzubrechen, sie hat es bisher nicht geschafft oder dann irgendwie stümperhaft. Und zum Sprechen brauchen wir keine maschinelle Unterstützung, denn dazu ist uns ja ein Schnabel gewachsen. Beim Schreiben ist es schon komplizierter, weil wir dazu ein Medium brauchen. Das Umsetzen des gedachten oder

gesprochenen Wortes bedient sich heute weitgehend der Maschine. Und hier bricht diese denn auch mit aller ihr innewohnenden Macht ein. Sie würde vermutlich auf diesem Weg in eben unsere Domäne eindringen, wenn nicht wie ein Firewall der/die/das Plopp nicht davor Wache stünde. Denn wir vereinigten Plopper sind nun halt mal nicht nur Dichter und Denker. Was nur schon auf meinem Bildschirm (was hat das denn eigentlich mit Bild zu tun) etwa an Mailtext einläuft, würde schon für die Schaffung einer neuen Sprache reichen. Eben Ploppisch. Von SMS gar schweigt hier des Sängers Höflichkeit.

Auf irgend einem Fernsehkanal läuft in den frühen Abendstunden, die vor Jahren von Schülern noch zur Erledigung der Hausaufgaben benutzt wurden, ein Programm, das darin besteht, dass ein ewig aufgestellter moderierender Kasper die laufend hereinkommenden SMS seiner Klientel kommentiert. Nun muss ich dazu sofort ein Geständnis ablegen: ich verstehe in der Regel nur Bahnhof. Der junge Mann muss unter seiner Baseballmütze entweder einen sechsten Sinn oder – zeitgemäß – einen Chip eingebaut haben, der ihm die Buchstaben- und Zahlenfolge zu einer sprachlichen Aussage mutiert, wie sie auch nicht Außerirdische zu verstehen vermögen. Also handelt es sich hier vermutlich um eine Kunstsprache. Weil meine graue Rinde gewissen Herausforderungen noch knapp ge-

wachsen ist, habe ich eine solche mutwillig angenommen, nämlich herauszufinden, was denn solche revolutionäre Entwicklung unserer Sprache auszulösen vermag.

Ich verbrachte stundenlange Interviews mit Leuten, die sich als Zielpublikum obgenannter Fernsehdelikatessen outeten. Und siehe da, ich wurde fündig. Diese Sprache ist kein virtuelles Produkt. Sie entwickelte sich im Kommunikationsumfeld der Zehn- bis Zwanzigjährigen der letzten fünf Jahre. Also kein Esperanto, sondern ein natürlich gewachsenes Secondo. Megageil. Und die verstehen einander, obwohl sie bestenfalls über ein Vokabular von hundert Wörtern verfügen. Obergeil, wie wenig Speicherplatz diese auf dem Mobile beanspruchen. Es muss funktionieren, denn die Leutchen quatschen fast ununterbrochen, sei es Auge in Auge, oder – häufiger – via Plopp.

Und damit sind wir auf einer Reduktionsstufe des Handwerks angekommen. Sie haben sicher auch schon eine grassierende Gewohnheit des modernen homo sapiens studiert. Ich meine dieses lässige einhändige Ploppen mit dem Mobile. Man umarmt mit links seine aktuell Angebotete und jagt mit der rechten Hand ein SMS an die Verflössene und/oder Zukünftige. Um dem obligaten Aufschrei sofort die Spitze zu brechen: das ist mitnichten geschlechterspezifisches Verhalten. Männlein und Weiblein tun es. Plopp, plopp. Und verwenden dabei

die neue Sprache, Secondo eben. Wenn das so weiter geht, werden wir in wenigen Jahren die Weltliteratur übersetzen müssen. »Et tu, Brute ... hoi mit lang Messer auch Bruto will steche in Zäsar so obermegageil.«

Der neue Zugang zur Literatur, da eh alles durch eine Maschine aufbereitet und dargeboten wird, können wir die Anatomie unserer oberen Gliedmassen reduzierend mutieren. Was brauchen wir denn eine ganze Hand, die in ihrem komplizierten Netzwerk von Knochen, Sehnen, Muskeln, Gelenken, Blutgefässen und Innervationen so viele Risikofaktoren aufweist, wenn es ein Daumen auch tut? Das Mobile daumengerecht implantiert, das macht dann so richtig Spass. Hoi z'samme.

Hier und jetzt sträubt sich des Schreibers Nackenfell. Ich kapituliere nicht, nein, ich will die deutsche Sprache, die englische, die französische und noch so viele andere zu meiner eigenen wertvollen Kultur zählen. Was brauche ich dazu das ganze Geploppe. Oder kennen Sie allenfalls auch schon keine Bücher mehr? Wissen Sie, das sind so Stapel von Papier, auf die unter Anwendung eines alten, sich zwar auch verändernden Handwerks Buchstaben und Zahlen und Zeichen geprägt werden, unter Befolgung von allgemein gültigen Regeln und liebevoller Sorgfalt. Auf den Stapel kommt dann auf beiden Seiten ein Deckel, und damit das Buch kein Rheuma kriegt, wird sein Rücken

noch mit einem Mantel bedeckt. Sie können es nun drehen und wenden, wie Sie wollen, Sie werden nichts zum Ploppen finden, kein »Power« und kein »Erease«.

Dem Wesen nach könnte es eine Festplatte sein, verträgt aber ohne weiteres Kratzer und Fälze, der Inhalt ist gespeichert und bleibt es auch bei Stromausfall. Ich frage mich oft, ob die Nachwelt in dreihundert Jahren noch eine Ahnung davon haben wird, wie wir gelebt haben. Denn den unendlichen Speicherplatz haben die wohl auch noch nicht erfunden. Alles zwischenzeitlich gelöscht. Vielleicht gefällt es mir gerade darum im Jetzt und Heute.

Ich kann alle diese Piepser und Plopper abstellen – Power off. Und weil es ein Handwerk immer noch gibt, das mit mehr als einem Daumen dafür sorgt, dass ich mich zu Recht als homo sapiens fühlen kann, setze ich mich nun hin, öffne den Deckel und schlage die erste Seite auf. Ich sitze in der Stille, die bestenfalls durch das Klirren des Glases, aus dem ich einen Schluck nehme, unterbrochen wird, ja, und dann tut sie sich auf, die weite Welt der Sprache, die über mehr als hundert Worte gebietet. Die Welt von gestern?

**DICHTER, VERLEGER,
DRUCKER:
IHR SEID EINFACH
OBERMEGAGEIL!**

